

HEYNE <

DAS BUCH

1981: Die beiden Jungen James und Callum ermorden kaltblütig den kleinen Brian Wilcox. Die übergewichtige Paddy Meehan ist anfangs nur für die Botengänge bei der Daily News zuständig, doch ihr Ziel ist es, Journalistin zu werden. Sie gibt sich alle Mühe, um dies zu erreichen und wird auf den Fall von Brian aufmerksam, weil Callum ein Cousin von ihrem Verlobten Sean ist. Doch ein großes Problem scheint alles zu vernichten: Eine Reporterfreundin veröffentlicht die ganzen Informationen, die Paddy ihr im Vertrauen über Callum erzählt hat. Die ganze Familie ignoriert sie zur Strafe und Sean will sie auch nicht mehr sehen. Als dann auch die Reporterfreundin umgebracht wird und die Polizei bei der Daily News ermittelt, wird der Druck auf Paddy immer größer. Sie kann trotz Allem nicht glauben, dass die beiden Jungen diese Tat ganz alleine planten und ausführten. Sie ermittelt selbstständig in dem Fall und entdeckt einen acht Jahre zurückliegenden Mord, der diesem hier sehr ähnelt. Wird sie ohne Erfahrung und dem Status einer Journalistin den Fall lösen können?

DIE AUTORIN

Denise Mina, geboren 1966 in Glasgow, studierte Jura und spezialisierte sich auf den Umgang mit psychisch gestörten Straftätern. 1998 erschien ihr erster Roman. Für ihr Werk wurde sie mit dem Dagger Award und dem Barry Award ausgezeichnet. 2012 und 2013 gewann sie den Theakstons Crime Novel of the Year Award. www.denisemina.com

LIEFERBARE TITEL

In der Stille der Nacht

Blinde Wut

Der letzte Wille

Das Vergessen

Denise Mina

Der Hintermann

Kriminalroman

Aus dem Englischen von
Doris Styron

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die englische Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel *The Field of Blood* bei Bantam Press, London.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbuchausgabe 08/2015
Copyright © 20005 by Knauer Taschenbuch.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München
Copyright © 2015 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany
Redaktion: Maria Hochsieder
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
unter Verwendung von shutterstock/Hirurg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-43715-9
www.heyne.de

Für Fergus, weiter so

Judas ... hat erworben den Acker um den ungerechten Lohn ... Und ist kund geworden allen, die zu Jerusalem wohnen, also dass dieser Acker genannt wird ... ein Blutacker.

Apostelgeschichte 1, 16–19

1
Kleine Wunder

1981

1

Sie fuhren immer weiter in die Dunkelheit hinein. Lange waren sie schon unterwegs, und Brian dachte nur daran, dass jeder kleine Schritt ihn weiter von seiner Mutter wegführte, wo er sich doch auf der ganzen Welt nichts sehnlicher wünschte, als bei ihr zu sein.

Er durfte nicht weinen. Wenn er weinte, würden sie ihn schlagen. Er dachte an seine Mutter, an ihre weichen Brüste, ihre Finger mit den Ringen, und dass in ihrer Gegenwart die ganze Welt wärmer wurde. Er rang nach Luft, wobei seine Zähne laut aufeinanderschlugen.

James, der Junge neben ihm, versetzte ihm einen kräftigen Schlag aufs Ohr.

Der scharfe Schmerz kam so überraschend für Brian, dass sein Mund von selbst aufging und er zu brüllen anfing. Callum, der Junge auf der anderen Seite, lachte ihn aus.

»Du alte Heulsuse«, sagte James.

»Ja«, sagte Callum, »hör auf zu schreien, verdammt nochmal.«

Beide lachten und kümmerten sich nicht weiter um ihn. Brian weinte nicht. Er spürte den Schmerz in seinem Bauch und an seinem verletzten Fuß, aber er weinte nicht. Nur wenn er an SIE dachte, musste er weinen, erst als er daran dachte, dass SIE nicht hier war, weinte er. Die Tränen liefen ihm über die Wangen, aber er schaffte es, geräuschlos einzuatmen und ruhig zu bleiben.

»Du bist einfach ein Baby«, sagte James laut.

»Ja«, sagte Callum und zeigte die Zähne, seine Augen funkelten. »Du bist eben einfach ein beschissenes großes Baby.«

Die Jungen wurden jetzt ganz aufgeregt und sagten immer wieder »Fotzenbaby« zu ihm. Brian mochte dieses Wort nicht. Er wusste nicht, was es bedeutete, aber es klang gemein. Da er wusste, dass er gleich zu schluchzen anfangen und dafür Schläge kriegen würde, bedeckte er sein Gesicht mit den Händen und hielt den Atem an, bis es in seinen Ohren dröhnte.

Da er die Jungen jetzt nicht mehr hören und nicht an sie denken musste, erinnerte er sich an IHRE Hände, die ihn wuschen, mit wohltuend warmem, zart duftendem Wasser übergossen, ihn hochhoben, obwohl er schon groß war, und ihn mit in heiße Fleischsoße getunkten Brotstückchen, Pommes oder Süßigkeiten vom Eiswagen fütterten. Sie steckte ihn ins Bett, deckte ihn zu, ließ das Licht im Flur an und die Tür einen Spaltbreit offen und kam in der Nacht, um nach ihm zu sehen, so dass er nie allein war. Immer war sie bei ihm oder gleich um die Ecke in einem anderen Raum.

Sie ließen jetzt die Lichter hinter sich. Draußen gab es keine Häuser mehr, nur noch Dunkelheit und Dreck. Die

Tür ging auf, und James stieß Brian in die schwarze Nacht hinaus, so dass er hinunterstürzte, sich überschlug und auf der Seite landete. Er versuchte aufzustehen, aber sein Fußgelenk knickte um. Im Gummistiefel fühlte sich sein Fuß schon ganz geschwollen an, und das rauhe Futter drückte gegen seine Haut. Er fiel auf die Schulter und lag jetzt ganz im Dunkeln außerhalb des aus der Tür fallenden gelben Lichtkegels.

Eine solche Finsternis hatte er noch nie erlebt, schwarz wie dicke Soße, wie der Rauch von verbranntem Toast oder wie bitterer Hustensaft. Der Boden war hart gefroren und mit kleinen Buckeln übersät. Er hörte den Wind, und wie sich etwas bewegte, das auf ihn zurannte oder kroch. Panische Angst stieg in ihm auf, als er versuchte, sich mit seinem gesunden Fuß und beiden Händen wieder in den Lichtkegel vom Lieferwagen zurückzuschleppen.

Als er die Schuhe der Jungen sah, war er plötzlich erleichtert, dass er nicht allein war. Sie hakten ihn unter und hoben ihn gemeinsam hoch, um ihn auf die Beine zu stellen. Aber er fiel zur Seite und versuchte jetzt, sich an die harte Erde zu klammern, damit er wenigstens mit dem Gesicht in der Nähe des Lichts blieb. Die Jungen zogen ihn noch einmal hoch, aber er fiel wieder hin.

Brian konnte nicht gehen, sein geschwollener Fuß versagte, und so zogen ihn die Jungs schnaufend und prustend rückwärts ans Ende der Welt und einen steilen Hügel hinab. Es war windig und dunkel und so schwarz da unten, dass Brian sich am Ärmel von James' Anorak festklammerte, weil er Angst hatte, sie würden ihn allein lassen. Er konnte nicht anders, als wieder zu weinen, was

ganz laut klang, weil es hier weder Fernseher noch Radio gab, gar nichts, das wie in dem Haus des Fremden sein Weinen übertönt hätte. James ging um ihn herum, stellte sich breitbeinig vor ihn hin und hob die Arme. Callum hielt ihn zurück und sagte nein, nein, lieber drüben bei den Schienen.

Sie schleppten ihn den Hügel hinunter und stellten ihn hin. Er stürzte nach vorn und prallte mit den Zähnen auf Metall. Einer brach ab, und warme Flüssigkeit lief ihm übers Kinn. Er heulte laut auf, spuckte die Flüssigkeit aus, schnappte nach Luft und hustete zwischen den Schluchzern. James stellte sich wieder vor ihm auf, suchte Halt mit den Füßen, bückte sich und legte Brian die Hände um den Hals. Brian spürte, wie er hochgezogen wurde, bis er in James' Augen sah, die wie die eines wilden Tieres waren.

Brian hörte seine eigene Stimme nicht mehr, nur noch kleine Tiere auf der anderen Seite der Böschung, die weg-rannten und Deckung suchten, und den Wind, der ihm leise durchs Haar fuhr. Dann wurde alles schwarz um ihn.

2

James erdrosselte ihn, und dann schlug Callum mit Steinen auf seinen Kopf ein. Der kleine Kinderkopf sah entsetzlich aus. Sie betrachteten ihn widerstrebend und voller Angst, aber zugleich auch von dem Anblick fasziniert. Sie hatten nicht erwartet, dass der Kleine sich mit einem Mal einfach nicht mehr bewegen und dabei so widerlich

in die Hose machen würde, davon hatte er ihnen nichts gesagt. Sie hatten nicht gedacht, dass er so plötzlich aufhören würde, lästig zu sein, hatten nicht erwartet, dass er einfach aufhören würde zu existieren.

Sein Fuß ragte ganz merkwürdig in die Luft. Seine Augen waren offen und quollen hervor, als könne er nicht aufhören, sie anzuschauen. Callum wollte anfangen zu weinen, aber James knuffte ihn in den Arm.

»Wir ...«, fing Callum an, starrte auf das übel zugerichtete Kind und sah aus, als werde ihm gleich schlecht.

»Wir ...«, er verschluckte den Rest, rannte den steilen Hang hinauf und verschwand über den Rand der Böschung.

James blieb allein zurück. Überall war Blut am Kinn des Kindes und vorne an seinem Hemd, das wie ein blutiges Lätzchen aussah. Das Blut war warm gewesen an James' Händen, als er sie um den Hals des Kindes gelegt hatte. Er stellte sich vor, wie das Kind mit seinem kaputten Kopf und dem schwarzen Kinn aufstehen und immer größer werden würde, bis es sich in den unglaublichen Hulk verwandelt hätte und ihn mit langsamen Bewegungen wie in Zeitlupe zusammenschlüge.

Er legte den Kopf schief und sah das Kind an, lächelte ihm zu und stieß mit dem Fuß nach ihm, und es konnte nicht einmal versuchen, vor ihm davonzulaufen. Er hatte keine Angst, hier bei dem zerschlagenen Kind zu sein, es waren andere Gefühle, von denen er nicht wusste, wie man sie nannte. Und so hockte er sich einfach daneben. Er konnte alles mit ihm machen, alles, was er wollte.

Die echte Paddy Meehan

Falls es noch einen anderen Aspekt der Brian-Wilcox-Story gab, so hatte ihn jedenfalls niemand bei der *Scottish Daily News* finden können. Interviews mit der Familie des vermissten Kindes und mit den Nachbarn waren gemacht, alle in Frage kommenden Wege abgegangen und Luftbilder des Gebiets in Auftrag gegeben worden. Sie hatten Beiträge zu früheren Fällen vermisster Kinder verfasst, unzählige Kolumnen über die Zukunft solcher Kinder gebracht, aber der kleine Scheißkerl war nicht aufgetaucht.

Paddy Meehan stand an der Bar, als sie hörte, wie Dr. Pete zu einer Gruppe angetrunkener Kollegen sagte, er würde den Dreijährigen eigenhändig erwürgen, wenn er nur damit die Geschichte zu Ende bringen könnte. Die Männer, die um ihn herumstanden, lachten, hielten kurz inne und brachen wieder in ein dröhnendes Gelächter aus. Dr. Pete saß still da, sah noch erschöpfter aus als sonst, und auf sein Gesicht mit den hoffnungslosen Augen trat ein schwaches Lächeln. Sie beobachtete ihn im

Spiegel hinter dem Tresen. Seine buschigen Augenbrauen sträubten sich, und seine Züge schienen von einem jahrzehntelangen Katzenjammer gezeichnet. Mit geschlossenen Augen führte er sein Glas zum Mund und tastete mit der grauen Zungenspitze nach dem Rand. Das Gerücht ging um, dass er Bigamist sei.

Paddy mochte die Männer nicht und war nicht gern in ihrer Gesellschaft, wollte aber doch zu ihnen gehören und lieber Journalistin als Mädchen für alles sein. In der Bar hätte sie sich wie ein Eindringling gefühlt, wenn sie nicht im Auftrag der *News* gekommen wäre, um den Maßkrug des Bildredakteurs füllen zu lassen. McGrade, der Mann an der Bar, spülte gerade die Leitungen zu den Bierhähnen durch und brauchte eine Ewigkeit, bis er das zischende Bier gezapft hatte. Gläser mit sirupdickem weißem Schaum standen vor ihm auf dem Tresen aufgereiht.

Die Press Bar war in einem praktischen Farbton gestrichen, einer Mischung aus Tabakbraun und dem Gelb verschütteter Bierlachen, und die Einrichtung bestand aus kleinen Stühlen und schäbigen Tischchen, auf denen Aschenbecher und Bierdeckel verstreut waren. An der Wand hingen Archivbilder, auf denen Zeitungsleute denkwürdige Ausgaben der *Chicago Tribune* und der *New York Times* hochhielten: Fotos vom VE-Day, dem Tag der Befreiung Europas vom Faschismus, von Pearl Harbor und Kennedys Ermordung. Sie stammten aus einer anderen Zeit und von einem anderen Ort und hatten eigentlich nichts mit Glasgow zu tun, waren aber doch Zeichen der Loyalität gegenüber der Hauptkundschaft der Bar, die die Sonderkonzession rechtfertigte. Als eines der wenigen

Pubs in Glasgow schloss man nicht um halb drei nachmittags, aber die Bar war zu weit vom Stadtkern entfernt, um Laufkundschaft anzuziehen, und zu sehr in der Stadtmitte, um als Stammkneipe in Frage zu kommen. Deshalb war man ausschließlich auf die Gäste von der *News* angewiesen. Pub und Zeitung waren nur durch eine Wand getrennt, und besonders im Winter wurde oft beklagt, dass es keinen direkten Durchgang gab.

Nur ein Tisch war besetzt, an dem die Männer ihren Frühschoppen unter einer dichten blauen Rauchwolke zu sich nahmen. Sie hatten Frühschicht, alles aufmüpfige, trinkfeste Kerle unbestimmbaren Alters, die wegen ihrer langen Zugehörigkeit zur Firma nicht entlassen werden konnten. Sie erledigten nur das absolute Muss an Arbeit, um so schnell wie möglich ins Pub, nach Hause oder zur nächsten Redaktionsparty zu kommen.

Heute stand der Vorsitzende der Gewerkschaft, Father Richards, mitten in der Menge, er sah müde aus und wurde von den Umstehenden angespornt. Selten gehörte er zu den Trinkern. Er war seiner Gewerkschaftsgruppe ein guter Hirte und hatte ihr durch Verhandlungen längere Pausen und das Recht erkämpft, überall im Gebäude zu rauchen, sogar in der Druckerei. Er hatte einen Bierbauch und die Gefangenenblässe eines Menschen, der den ganzen Tag in geschlossenen Räumen arbeitet. Normalerweise trug er eine Fliegerbrille mit dickem Stahlrand, nur heute nicht. Stattdessen sah man einen langen Schnitt diagonal unter seinem Auge verlaufen, der exakt den Rand des fehlenden Brillenglases nachzeichnete. Jemand hatte ihm eins auf die Brille gegeben.

Das Gelächter verstummte, und die Männer lehnten sich

zurück. Paddy nahm wahr, dass sie sich im Raum umsahen und jemanden oder etwas suchten, über das sie sich lustig machen konnten. Normalerweise war sie aufgrund ihrer Jugend und niedrigen Stellung vor ihnen sicher, aber wenn Alkohol mit im Spiel war, nahmen sie sich jeden vor. Sie machte sich darauf gefasst, drehte an ihrem billigen Verlobungsring mit dem Diamantsplitter und wünschte, der Barkeeper wäre endlich mit seinen Bierleitungen fertig und würde ihr einschenken. Drei unruhige Sekunden verstrichen. Böses ahnend spürte sie die Röte an ihrem Nacken hochsteigen. Ihr Ringfinger tat ihr langsam weh.

Einer der Männer am Tisch durchbrach die Stille mit dem Ruf: »Scheiß auf den Papst.«

Die Männer lachten und sahen zu, wie Richards nervös und ohne zu lächeln sein Glas hob. Als er aber das Bierglas ansetzte, erschien ein breites Grinsen auf seinem Gesicht, und er schüttete das goldgelbe Bier in sich hinein, wobei ihm zwei kleine Rinnsale über die Backen rannen. Die Männer stießen ein Freudengeschrei aus.

Bei Paddy meldete sich automatisch ein Solidaritätsgefühl; sie missbilligte Richards' Schweigen. Noch vor zehn Jahren war in Stellenanzeigen zu lesen gewesen: »Bitte keine Bewerbungen von Katholiken.« Man lebte getrennt, ging in rein protestantische oder rein katholische Schulen, und die Katholiken fühlten sich in gewissen Stadtteilen Glasgows auf der Straße nicht sicher. Und nun saß Richards hier mit Protestanten am Tisch und verleugnete seine eigenen Leute.

»Der Papst ist mir egal«, rief Richards. »Der ist mir schnurz. Er setzt sich nicht für die Arbeiter ein.«

Dr. Pete wartete, bis sich die Menge beruhigt hatte. »Wir haben nichts zu verlieren außer unseren Rosenkränzen.« Sie lachten wieder.

Richards zuckte mit den Schultern, um zu zeigen, dass ihn das nicht störte. Kein bisschen. Es war nicht von Bedeutung für ihn. Er nahm noch einen Schluck, und da er Paddys Ablehnung spürte, starrte er auf ihre Füße und zog damit den Blick der Männer und ihre Aufmerksamkeit auf sie.

»Du«, sagte er, »bist du katholisch oder Marxistin?«

»Lasst sie in Frieden«, sagte Dr. Pete.

Aber Richards ließ nicht locker. »Papst oder Marx?«

Sie wussten natürlich wegen ihres Namens, dass sie Katholikin war. Sie sah zudem durch und durch irisch aus, schwarze Haare und ganz helle Haut wie ein Papiermond. Sie wollte nicht darüber reden, aber Richards drängte sie.

»Bist du gläubig, Meehan?«

Die Männer sahen in ihre Gläser, sie waren verlegen, wollten sich aber nicht einmischen. Es war eine Sache zwischen zwei Katholiken und ging sie nichts an. Paddy meinte, es sei besser, etwas zu sagen, sonst würden sie ihre Angst spüren.

»Was geht Sie mein Gewissen an?« Ihre Stimme klang höher als beabsichtigt.

»Gehst du morgen zur Messe? Gehst du zur Kommunion, zur Beichte? Gibst du was bei der Kollekte jeden Sonntag und verknallst dich in den Priester?« Richards' Stimme wurde immer lauter. Er war etwas angetrunken und glaubte, viel zu reden sei das Gleiche wie gut zu reden. »Sparst du dich für deinen Mann auf? Betest du

jeden Abend, dass du Kinder bekommst, die den Glauben unserer Väter hochhalten?« Er holte Luft und öffnete den Mund, um weiterzusprechen, aber Paddy unterbrach ihn.

»Und was ist mit Ihnen, Father Richards? Gehen Sie jede Woche zu Versammlungen und Demos? Geben Sie einen Teil Ihres Lohns für die Revolutionskasse und verknallen Sie sich in all die marxistischen Mädels?« Sie konnte sich nicht genau erinnern, was er als Nächstes gesagt hatte, deshalb kam sie direkt zur Sache. »Ihre Aufgabe ist es, sich beim Management für die Arbeiter zu verwenden. Sie sorgen dafür, dass die Vorschriften eingehalten werden, und Sie teilen Geld an die Bedürftigen aus. Sie sind ein Priester im Rollkragenpulli.«

Ohne dass sie den Sinn dessen, was Paddy gesagt hatte, richtig begriffen, lachten die Männer Richards aus, weil eine Frau über ihn herzog, noch dazu eine junge. Sie schlugen ihm auf den Arm und spornten ihn an, ihr Kontra zu geben. Richards lächelte in sein Glas, während Dr. Pete ganz still dasaß und Paddy anschaute, als hätte er gerade erst bemerkt, dass es sie überhaupt gab. McGrade lachte leutselig hinter der Bar und nahm Paddy den Krug des Bildredakteurs aus der Hand, füllte ihn zu drei Vierteln mit 80-Shilling-Bier und gab noch zwei Schuss Whisky dazu.

»Ihr Glaube ist gleich geblieben seit der Zeit, als Sie praktizierender Katholik waren«, fuhr Paddy fort. »Der einzige Unterschied ist, dass Sie den Grundwortschatz ausgetauscht haben. Der klassische Irrtum des abtrünnigen Katholiken. Sie sind wahrscheinlich gläubiger als ich.« Hinter ihr ging plötzlich die Tür auf, rammte gegen die

Wand, und ein Schwall kalter Luft fegte in den Raum und wirbelte den grauen Rauch durcheinander. Terry Hewitts schwarzes Haar war ganz kurz geschnitten wie bei einem amerikanischen Soldaten, bis auf den Schädel rasiert, so dass die hellrosa Narben auf seiner Kopfhaut durchschimmerten. Dadurch sah er ein kleines bisschen gefährlich aus. Er war stämmig mit unverhältnismäßig kurzen Beinen, hatte aber etwas Anzügliches und Verwegenes an sich, das Paddy den Mund wässrig machte, wenn sie ihn anzublicken wagte. Sie stellte sich vor, wie er jeden Abend in sein gemütliches Zuhause bei den Eltern zurückkehrte, die Romane lasen und seine ehrgeizigen Pläne unterstützten. Er musste sich wohl nie Sorgen machen wegen einer verlorengegangenen Monatskarte oder billige Schuhe tragen, in denen man nasse Füße bekam.

»Hey, Hewitt«, rief Dr. Pete und fuchtelte vor seinem Gesicht herum. »Mach die Tür zu. Die gute Frau hier will Richards zur Kirche zurückführen.«

Die Männer lachten, als Paddy den Bierkrug zur Tür trug, und riefen ihr nach, sie solle doch bleiben und sie alle retten.

Sie wandte sich um. »Wisst ihr was, euch wird eines Tages allen gleichzeitig die Leber explodieren, und hier drin wird es aussehen wie beim Jonestown Massaker.«

Die Männer brüllten vor Begeisterung, als Paddy sich rückwärts durch die Tür schob. Sie war froh. Eine bescheidene Hilfskraft zu sein war ein unsicherer Zustand: Eine falsche Entscheidung hier oder ein schwacher Augenblick da konnte schon dazu führen, dass man für alle Zeiten von der ganzen Bagage schikaniert wurde.

Erst als die Tür schon hinter ihr zuschlug, hörte sie Terry Hewitt fragen: »Wer is 'n diese Dicke?«

2

Sie saß auf dem oberen Deck, aß ihr drittes hartes Ei und sah in das Gedränge auf der Straße hinunter. Es war eine abscheuliche Diät, und sie war nicht mal sicher, ob sie wirkte.

Die Fußgänger auf der Straße waren warm eingemummelt und versteckten die Gesichter vor dem nadelscharfen Wind, der durch Schals, Strumpfhosen und Knopflöcher drang. Auf freier Strecke prallte der Wind gegen die hohen Seiten des Doppeldeckerbusses, und die Fahrgäste hielten sich an der Rückenlehne ihres Vordermanns fest und lächelten verlegen, wenn der Schreck vorbei war.

Richards hatte sie geärgert. Immer wieder ging sie das Gespräch durch, dachte sich bessere, schlagfertigere Entgegnungen aus und formulierte ihre Antworten so um, dass sie seine Worte besser widerlegten. Sie fand, sie hatte ihre Argumente gut vorgebracht, obwohl Terry Hewitts Bemerkung die Wirkung völlig ruiniert hatte.

Der klassische Irrtum des abtrünnigen Katholiken.

Sie ließ sich den Satz durch den Kopf gehen, rollte ihn von hinten auf und wiederholte ihn im Rhythmus der rumpelnden Räder. Sie wusste sehr gut, wie man den Grundwortschatz austauschen konnte. Richards war durch den Austausch der Glaubensinhalte wenigstens von größerem Nutzen für die Menschheit. Sie konnte keinem der Menschen, die sie gern hatte, von der dunk-

len Leere im Inneren ihres Glaubens erzählen. Sie konnte weder mit Sean, ihrem Verlobten, noch mit ihrer Lieblingsschwester Mary Ann darüber sprechen, und ihre Eltern durften nie davon erfahren, es würde ihnen das Herz brechen.

Der Bus nahm die scharfe Kurve in die Rutherglen Main Street, und der Fahrer beeilte sich, sie noch bei Grün zu erwischen. Paddy stand auf und ging nach unten. Sie war unterwegs zum Rosenkranzgebet bei Seans verstorbener Großmutter, wieder einmal würde sie allen etwas vorheucheln.

Granny Annie war vierundachtzigjährig gestorben. Sie war keine warmherzige Frau gewesen, nicht einmal eine besonders nette. Als Sean um sie weinte, wusste Paddy, dass er eigentlich um seinen Vater trauerte, der vier Jahre zuvor an einem Herzanfall gestorben war. Trotz seiner breiten Schultern und der tiefen Stimme war er im Grunde ein achtzehnjähriger Junge, der zu Mittag die belegten Brote aß, die seine Mutter ihm gestrichen hatte, und die Unterhosen trug, die sie ihm abends hinlegte.

Der Tod der alten Frau war ein großes Ereignis in Rutherglen. An manchen Abenden kamen so viele zur Totenwache und den Gebeten, dass manche Trauergäste die Mäntel anbehalten und von der Straße aus mit Blick auf das Haus beten mussten. Die Stimmen der jungen Leute waren beim Sprechchor der Gebete für Annies Seele leise, aber die Älteren ließen ihren Klagen mit irischem Akzent, den sie von ihren Priestern übernommen hatten, freien Lauf.

Annie Ogilvy war am Ende des letzten Jahrhunderts auf einem Handkarren nach Eastfield gekommen. Paddys

Familie, die Meehans, waren im gleichen Jahr aus Donegal gekommen und seitdem immer in enger Verbindung mit den Ogilvys geblieben. Die religiösen Bräuche und wunderlichen Angewohnheiten der Einwanderer schweißten die beiden Familien zusammen, und wegen der eingeschränkten Arbeitsmöglichkeiten für Katholiken arbeiteten die meisten Männer zusammen in den Gruben oder in den Gießereien.

Annie war in Glasgow aufgewachsen, hatte sich aber einen irischen Akzent zugelegt, wie es unter den Mädchen ihrer Generation Sitte war. Mit den Jahren wurde ihr Akzent ausgeprägter und entfernte sich jedes Jahr ein paar Meilen weiter von dem weichen Dubliner Klang auf die härteren Kehllaute Ulsters zu. Als sie schon alt war, unternahmen ihre Kinder mit ihr eine Busreise nach Irland und mussten feststellen, dass sie auch dort niemand verstand. All ihre Vorlieben, die Lieder, die sie sang, und die Gerichte, die sie kochte, hatten zwar eine entfernte Ähnlichkeit mit denen in Irland, waren aber nirgends wiederzufinden. Annie hatte sich ihr ganzes Leben nach einer zärtlich geliebten Heimat gesehnt, die es niemals gegeben hatte.

Die im Haus aufgebahrte Leiche ließ Paddy schaudern, und sie blieb ihr so fern wie möglich. Wenn man sich zum Gebet versammelte, setzte sie sich im vorderen Zimmer der Couch gegenüber auf den Boden, von wo aus sie jeden Abend geschwollene Beine in Stützstrümpfen und dünne, fleckig bläuliche Haut, die von den Gummirändern der Söckchen abgeschnürt wurde, im Blick hatte.

Der Bus erreichte das Ende der Main Street. Paddy steckte das letzte Stück Ei in den Mund und ging nach unten.

Es war ein hinten offener Bus, und der kalte Nachtwind kämpfte gegen die Wärme des geheizten Innenraums an. Paddy hielt sich an der Stange, lehnte sich mit der Hüfte dagegen und schwang sich aus dem offenen Busende in den Wind hinaus. Der Seitenwind fegte durch ihr kurzes Haar und brachte es noch mehr durcheinander. Sie konnte schon die Menge sehen, die sich vor dem kleinen Häuschen aus dem sozialen Wohnungsbau versammelte.

Sie war kaum durchs Gartentor gegangen, als sie schon jemand am Arm fasste. Matt Sinclair war klein, um die fünfzig und trug eine dunkle Brille.

»Da kommt ja meine kleine Freundin«, sagte er hinter seinen großen Brillengläsern, die wie schwarze Bildschirme aussahen. Er nahm die Zigarette in die andere Hand und drückte Paddy fest die Hand. »Ich hab gerade über dich gesprochen.« Er drehte sich zu einem anderen kleinen, rauchenden Mann hinter ihm um. »Desi, hier ist die kleine Paddy Meehan, von der ich dir erzählt hab.«

»Aha«, sagte Desi. »Dann interessierst du dich bestimmt für mich, ich kenne nämlich den echten Paddy Meehan.«

»Ich bin die echte Paddy Meehan«, sagte Paddy leise und ging auf das Haus zu, weil sie reingehen und Sean sehen wollte, bevor die Gebete begannen.

»Doch, es stimmt. Ich hab früher in den Hochhäusern in den Gorbals gewohnt, und Paddy Meehans Frau, Betty, wohnte auf der gleichen Etage.« Er nickte energisch, als hätte sie Zweifel geäußert. »Ja, und ich kannte seinen Kumpel Griffiths.«

»Wer is 'n das?«, fragte Matt

»Griffiths war der Verrückte mit der Pistole, der geschossen hat.«

»Und war der auch Spion?«

Desi war plötzlich verärgert, und die Haut um seine Augen rötete sich. »Herrgott noch mal, Meehan war doch kein Spion. Er war einfach ein verdammter Gangster aus den Gorbals.«

Matt presste die Lippen zusammen und sprach mit leiser Stimme, während er sich in der Menge umsah. »Hör auf mit dem Fluchen. Wir sind bei einer Totenwache.«

»Tut mir leid.« Desi sah Paddy an. »Tut mir leid, Kleine. Aber er war kein Spion für die Sowjets. Er war doch aus den Gorbals.«

»Spione brauchen ja keine feinen Pinkel zu sein, oder?«, fragte Paddy und gab sich Mühe, respektvoll zu klingen, obwohl sie ihn korrigierte.

»Doch, die brauchen schon Bildung. Sie müssen mehrere Sprachen sprechen.«

»Jedenfalls«, sagte Matt und sah sie dabei an, »hat die *Daily Record* geschrieben, sie hätten ihm die Beweise für den Mord an Ross untergeschoben, um ihn in Verruf zu bringen, weil er ein Spion war.«

Desi lief wieder rot an und rief empört: »Sie haben ja nur das nachgeplappert, was Meehan sagte, und dem glaubt man doch eh nicht.« Er wurde vor Zorn noch lauter.

»Was hätte ein ganz gewöhnlicher Dieb den Sowjets sagen können?«

Paddy wusste es. »Na ja, er wusste, wie die meisten britischen Gefängnisse von innen aussahen, oder? So hat er ihren Spionen geholfen abzuhaufen, weil er ihnen sagte, wie sie's machen konnten.«

Matt schien interessiert. »Er war also doch ein Spion?«

Paddy zuckte wieder mit den Schultern. »Kann sein, dass

er den Sowjets Geheimnisse verraten hat, aber ich glaube, die Untersuchung zum Fall Ross war einfach unzulänglich. Ich glaube, das eine hatte gar nichts mit dem andern zu tun.«

Desi ließ jede Logik sausen und rief laut: »Der Mann ist doch als Lügner bekannt.«

»Ja.« Matt sah Paddy verlegen an, und sie merkte, dass er wünschte, er hätte ihr seinen launischen Freund nie vorgestellt. »Er lebt jetzt wieder in Glasgow, habe ich gehört.«

Sie nickte.

»Oben in Carlton. Kommt in die Stadt und geht hier in die Pubs.«

Sie nickte noch einmal.

Desi hatte sich beruhigt und versuchte, sich wieder in das Gespräch einzumischen. »Wie kommt es, dass du seinen Namen abbekommen hast?« Er sah Matt an, um seine Pointe anzubringen. »Hassen dich deine Eltern?«

Matt Sinclair versuchte zu lachen, verschluckte sich aber und musste husten. »Mann, Desi«, sagte er ernst, als er sich erholt hatte, »du bist ja vielleicht 'n Scherzkeks.«

»Ich war sechs Jahre alt, als der andere Paddy Meehan verhaftet wurde«, sagte Paddy, »und meine Mutter wird von allen Trisha genannt.«

Matt und Desi nickten einmütig.

»Und da hat man dich eben ›Paddy‹ gerufen?«

»Ja.«

»Wieso nennst du dich nicht ›Pat‹?«

»Weil mir der Name nicht gefällt«, sagte sie schnell. In Anspielung auf einen Witz über den irischen Homosexuellen Pat McGroin, hatten ihr einige der älteren Jungen in

der Schule den Spitznamen Pat MaHind verpasst, ein Name, den sie hasste und fürchtete, weil etwas vage Sexuelles darin mitschwang und sie jedes Mal heftig errötete, wenn die Jungen ihn hinter ihr herriefen.

»Und Packy?«

»Hm«, sagte sie und hoffte, sie würden jetzt nicht anfangen, über Farbige herzuziehen. »Ich glaube, das bedeutet mittlerweile etwas anderes.«

»Stimmt«, erklärte Matt wie einer, der Bescheid wusste.

»Paki bedeutet heute, dass einer Inder ist.«

Desi zeigte reges Interesse an dieser nützlichen Information.

»Es ist unhöflich, jemanden so zu nennen«, sagte Paddy.

»Big Mo, der die Wäscherei hat«, erklärte Matt, »das is 'n Paki.«

»Eigentlich nicht«, entgegnete Paddy, der die Sache unangenehm wurde. »Ich hab ihn gefragt, er ist aus Bombay, also Inder.«

»Stimmt.« Matt nickte und blickte Desi an, um zu sehen, ob das jetzt klar war.

»Aber Inder und Pakistani sind eigentlich nicht das Gleiche ...«, sagte Paddy und klang unsicher, obwohl das gar nicht der Fall war. »Zwischen Indien und Pakistan gab es doch einen großen Krieg. Das wär doch so, als würde man sagen, ein Nordire und einer aus der Republik Irland wäre dasselbe.«

Die Männer nickten, aber sie merkte, dass sie nicht mehr zuhörten.

Desi räusperte sich. »O ja«, sagte er, ohne irgendetwas von dem zu begreifen, was sie gesagt hatte. »Alles ist komplizierter, wenn es was mit Schwarzen zu tun hat, was?«

Paddy zuckte innerlich zusammen. »Ich find das nicht besonders nett«, sagte sie.

Die Männer blickten verständnislos, während sie sich von einer Gruppe von Trauergästen ins Haus schieben ließ. Sie fühlte ihre kritischen Blicke im Rücken, die sie als arrogante Zicke abtaten.

Tyrannische Eierdiät

Paddy war in der Mittagspause in der Stadt herumgewandert, wo am Sonntag alles geschlossen war, hatte ihre in Alufolie gewickelten harten Eier gegessen und dabei sorgfältig jeden Zeitungskiosk gemieden, an dem es Süßigkeiten gab. Sie hängte ihren Dufflecoat an den Haken neben der Tür und stellte ihre gelbe Segeltuchtasche unter die Bank für die Praktikanten. Sie hatte diese Tasche schon seit zwei Jahren und mochte sie sehr. Mit Kuli hatte sie Bandnamen daraufgeschrieben, nicht etwa jene, die sie gern hörte, sondern die Bands, mit denen sie gern in Verbindung gebracht werden wollte: Stiff Little Fingers, the Exploited oder Squeeze.

Von ihrer Bank in der Ecke konnte Paddy die ganze dreißig Meter lange Nachrichtenredaktion der Zeitung überblicken und sehen, wenn jemand die Hand hob, weil er sie oder eine der anderen Hilfskräfte für einen Botengang oder eine Besorgung benötigte. Sie rutschte auf der glatten Eichenholzbank entlang, bis sie neben Dub saß.

»Alles klar?«

»Ich hasse die Wochenendschicht.« Dub blickte von der Musikzeitschrift auf, die er gerade las. »Nichts los.« Paddy ließ ihren Blick auf der Suche nach erhobenen Händen oder fragenden Gesichtern durch den Raum schweifen. Aber niemand brauchte etwas. Sie fuhr gern mit dem Daumennagel an der weichen Holzmaserung entlang und malte sich dabei aus, wie sie in Zukunft als erfahrene Journalistin in einem schicken Kostüm und teuren Schuhen auf dem Weg nach draußen wäre, wo sie eine komplizierte Story zu recherchieren hätte, oder vor einem Abend im Presseclub hier vorbeikäme und die kleinen Einkerbungen sähe, die sie an ihre Anfänge erinnern würden.

Murray Farquarson, der den Spitznamen Zirkusdirektor hatte, rief: »Meehan, ist sie da?«

»Hier ist sie«, antwortete Dub und stieß sie an.

Mit einem Seufzer stand Paddy auf und tat so, als sei sie genervt, so wie alle, wenn sie zur Arbeit gerufen wurden. Sie murmelte leise: »Mein Gott, bin doch kaum zurück«, und schleppte sich zu Farquarsons Büro hinüber, freute sich aber insgeheim, dass er gerade sie verlangt hatte.

Farquarson rief Paddy immer persönlich, wenn er einen diskreten Auftrag hatte. Er vertraute ihr, weil sie niemandem verpflichtet war. Keiner der Journalisten hatte sie als persönliche Hilfskraft herangezogen, weil sie annahm, dass sie sowieso nicht lange bei der Zeitung bleiben werde. Sie hätten nicht gewusst, worüber sie mit ihr sprechen sollten, selbst wenn sie an einer Zusammenarbeit mit ihr interessiert gewesen wären. Denn sie mochte weder Sport noch kannte sie Hugh McDermids Gedichte. Die Journalisten hatten eine recht merkwürdige Vorstellung von

Frauen. Sie musste immer Überstunden machen und schwere Kartons schleppen, nur um zu beweisen, dass sie das auch schaffte. Die einzigen anderen Frauen in der Nachrichtenredaktion waren Nancy Rilani und Kat Beesley, eine richtige Reporterin, die studiert und bei einer Zeitung in England gearbeitet hatte, bevor sie nach Hause zurückgekehrt war. Nancy war eine Frau italienischer Abstammung mit großem Busen, die für den Kummerkasten und den größten Teil der wöchentlichen Frauenseite verantwortlich war. Mit Paddy oder Heather Allen, der Studentin, die hier einen Teilzeitjob hatte, sprach sie nie und würdigte sie keines Blickes. Sie hinterließ den Eindruck, dass sie jede Frau gegen einen beliebigen Mann eintauschen würde nur um des lieben Friedens willen und um selbst beliebt zu sein. Kat war sehr stolz. Sie trug nur Hosen, ihr Haar war sehr kurz geschnitten und sie saß breitbeinig da. Wann immer sie geruhte, mit Paddy zu reden, starrte sie auf ihren Busen. Paddy konnte sie nicht richtig einordnen.

Sie spähte in das dunkle Büro und sah, dass Farquarson an seinem Tisch saß und Zeitungsausschnitte über Brian Wilcox durchsah. Er war ein dürrer, kantiger, lebhafter Mann, der von Zucker, Tee und Whisky lebte. Er sah nicht auf, als er sie an der Tür hörte.

»JT ist irgendwo im Haus. Holen Sie ihn her, aber subito. Höchstwahrscheinlich ist er in der Kantine.«

»Alles klar, Boss.«

Etwas Wichtiges musste sich in diesem Fall getan haben, sonst hätte Farquarson nicht nach dem Chefreporter gefragt.

»Und ich brauche Archivmaterial über vermisste Kinder,

die bei Unfällen, an Bahngleisen, in Brunnen oder Steinbrücken und so ums Leben kamen. Schau nach, was Helen dazu hat.« Er zeigte mit einem vorwurfsvollen Blick auf sie. »Und sag, die Artikel seien für einen Freien, und sag sonst niemandem ein Wort.«

Paddy ging schnell durch das Großraumbüro ins Treppenhaus und stieg die zwei Treppen zur Kantine hinauf.

Der drei Jahre alte Sohn von Gina und David Wilcox war schon fast vier Tage verschwunden. Auf dem Foto in der *Daily News* hatte Baby Brian einen hellen Haarschopf und ein etwas starres, gezwungenes Lächeln auf dem Gesicht. Seine Mutter hatte ihn um zwölf Uhr zum Spielen in den Vorgarten geschickt, wo er vierzehn Minuten allein war, während sie am Telefon mit dem Arzt über etwas Vertrauliches sprach. Als Gina auflegte und aus der Haustür sah, war das Kind fort. Seine Eltern waren geschieden, in Westschottland eine Seltenheit. Dies wurde in den meisten Zeitungsartikeln erwähnt, als könne ein Kleinkind im dekadenten Chaos zweier getrennter Haushalte besonders leicht verlorengelassen werden. Die Geschichte stand in allen Zeitungen. Es war ein hübsches Kind und auch eine willkommene Abwechslung zu all den Berichten über steigende Arbeitslosigkeit, dem Yorkshire Ripper oder Lady Diana Spencers albernem Lächeln.

In der Kantine im obersten Stock war es hell, denn das breite Fenster ging auf den ungepflasterten Parkplatz auf der anderen Straßenseite hinaus. Es war Mittag, und fünfzehn Männer standen schon für ein warmes Essen Schlange. Es waren Drucker in blauen Anzügen mit tintenbeschmierten Fingern, die sich lässig und sehr laut un-

terhielten, weil sie den ganzen Tag an den lärmenden Druckmaschinen standen. Paddy ging nicht gern da runter, weil sie Bilder von nackten Frauen an den Wänden hängen hatten und die Setzer immer auf ihre Titten starrten. Aber JT stand nicht an. Nach alter Gewohnheit und Firmenordnung waren die ordentlichen Reihen von Stühlen und Tischen in zwei Teilbereiche getrennt, einer für Arbeiter und der andere für Journalisten. Aber JT saß weder auf der einen noch auf der anderen Seite.

Sie rannte die drei Treppen hinunter. Die Angestellten durften weder die Aufzüge benutzen noch war es ihnen normalerweise erlaubt, das Gebäude durch den in schwarzem Marmor gehaltenen Empfangsbereich zu verlassen, aber sie hatte ja einen dringenden Auftrag für die *News* zu erledigen. Die beiden tadellos gepflegten Alisons am Empfangstisch und in der Telefonzentrale unterbrachen ihre Unterhaltung, um ihr nachzusehen, wie sie zum Eingang lief und dabei ihre Strickjacke enger um sich zog. Draußen stand eine Reihe von Lieferwagen zur Auslieferung der *Daily News*, deren hintere Türen offenstanden, so dass die mit Säcken und Gepäckband übersäten Ladeflächen zu sehen waren. Paddy ging daran vorbei, eilte an der Straße entlang und die vier Stufen zur Tür der Press Bar hinauf.

Jetzt zur Mittagszeit war im Pub viel los. Die Männer unterhielten sich laut und betont lässig und versuchten dabei, in der kurzen Zeit so viele Gläser wie möglich in sich hineinzuschütten. Paddy drängte sich an Terry Hewitt vorbei und wurde rot, als sie daran dachte, wie er über sie gesprochen hatte, und fand JT, der in einem blauen Hemd unter einer braunen Wildlederjacke im

Safarilook am anderen Ende des Tresens stand. Er hielt ein kleines Bier in der Hand. Paddy hatte ihn oft beobachtet. Sie wusste, dass er eigentlich gar nicht gern trank, aber manchmal musste er es tun, sonst hätten ihn die Zechbrüder der Zeitung noch mehr gehasst. Er lachte gerade lustlos über einen von Dr. Petes Witzen, aber gerade seine eifrigen Bemühungen dazuzugehören stellten ihn ins Abseits. Als Paddy ihm ausrichtete, er solle sofort mitkommen, schien er erleichtert, stellte sein Glas mit ungebührlicher Eile ab und versuchte erst gar nicht, es zu leeren oder wenigstens einen letzten Schluck zu nehmen. Paddy sah, wie Dr. Pete das fast volle, so gedankenlos auf dem Tisch abgestellte Glas betrachtete. Seine Augen wurden schmal, und er richtete einen empörten Blick auf JT, der jedoch, ohne das zu bemerken, Paddy ins Freie folgte.

»Worum geht's?«

»Ich weiß nicht.« Paddy wollte die Zeitungsausschnitte nicht erwähnen, falls jemand sie hörte. »Vielleicht um den Wilcox-Jungen.«

»Klar«, sagte JT leise. »Sag's niemand.«

Er überholte sie und lief durch die Halle die Treppe hoch. Paddy eilte hinter ihm her und erreichte Farquarsons Büro gerade, als JT die Tür schloss. Durch die Spalten der Jalousien konnte sie sehen, dass Farquarson etwas erklärte und JT zornig und gereizt anblickte, wozu dieser aufgeregt nickte, mit den Fingern auf den Schreibtisch trommelte und ihm einen Plan unterbreitete. Der Junge war also nicht tot aufgefunden worden, sonst wären sie nicht so aufgeregt und hektisch. Etwas anderes war passiert.

Farquarson bemerkte Paddy vor der Tür und schnippte mit den Fingern in ihre Richtung, was hieß, sie solle verschwinden und die Ausschnitte holen. Sie sah noch einen Moment zu und sehnte sich danach, etwas von dem großen Augenblick mitzubekommen. Noch wusste sie nicht, dass JT und Farquarson über eine Wendung im Fall Baby Brian sprachen, die ihr behagliches Leben für immer durcheinanderbringen würde.

Die Totenmesse

Es war halb fünf, und das letzte Stück der Sonnenscheibe lugte noch über den Horizont und warf sein schwindendes gelbes Licht durch die schmutzigen Fensterscheiben des oberen Decks. In den hinteren drei Reihen saßen Jugendliche, die Jungs knufften sich gegenseitig und die schüchternen Mädchen rauchten, grinsten und taten so, als sähen sie gar nicht hin.

Paddy saß allein und aß verstohlen etwas aus einer Plastikdose. Die drei hartgekochten Eier hatten den ganzen Tag in ihrer Tasche im warmen Büro gestanden und waren an manchen Stellen zäh und an anderen staubtrocken. Sie hatte nichts, womit sie den faden Nachgeschmack hätte hinunterspülen können, außer einer sauren, in Viertel geschnittenen Grapefruit. Sie würde den schwarzen Kaffee trinken, wenn sie von der Kirche zurückkämen. Die Diät war in Amerika nach wissenschaftlichen Erkenntnissen zusammengestellt worden: drei harte Eier, Grapefruit und schwarzer Kaffee sollten dreimal am Tag zu einer chemischen Reaktion führen, die garan-

tiert bis zu sechs Pfund Fett pro Woche verbrannte. Sie malte sich die Zeit aus, wenn sie ihr Zielgewicht erreicht haben würde. Schon in einem Monat würde sie Terry Hewitt sagen können, er solle sich doch verpissen. Sie sah sich mit einer noch ungewissen, aber besseren Frisur in der Press Bar stehen. Sie trug den engen grünen Rock, den sie sich voll Optimismus bei Chelsea Girl gekauft hatte.

»Eigentlich bin ich gar nicht mehr dick, Terry.«

Es war nicht besonders witzig, brachte zwar rüber, was sie sagen wollte, klang aber nicht sehr überzeugend.

»Wissen Sie was, Terry, ich würde sagen, letzten Endes sind Sie jetzt dicker als ich.«

Das war besser, aber immer noch nicht sehr gut. Sollten die Journalisten sie so etwas sagen hören, dann wüssten sie, dass ihr wichtig war, wie viel sie wog, und man würde sie ewig damit aufziehen.

»Terry, Sie haben ein Gesicht, als wären zwei Blecheimer zusammengestoßen.«

Das würde funktionieren. Paddy grinste. Sie würde den grünen Minirock tragen, spitze Schuhe und einen engen schwarzen Rolli. Eine Aufmachung, bei der kein Schönheitsfehler unbemerkt blieb. Um das tragen zu können, müsste sie wirklich schlank sein. Sonst trug sie anliegende schwarze Röcke nur mit dicken Strumpfhosen und Pull-overn, die so weit waren, dass sie ihre Speckröllchen verbargen.

Paddy wusste, dass sie dick war, schon bevor Terry Hewitt etwas dazu gesagt hatte, sonst hätte sie es nicht mit der ekelhaften Mayo-Clinic-Diät versucht, aber es kränkte sie, dass ihr Übergewicht das Einzige war, das er an ihr

bemerkt hatte. Die Leute der *Scottish Daily News* waren ein neues Publikum für sie, und sie hoffte, hier, wo ihre etwa siebzig Verwandten nicht alle vor ihr rangierten, könnte sie sein, wer sie sein wollte. Und in diesem neuen Leben wollte sie nicht schon wieder nur das kluge, pummelige Mädchel sein.

Als sie das letzte Stück Grapefruit gegessen hatte, schloss sie die Dose mit dem weichen Plastikdeckel und steckte sie in ihre Tasche, war sich aber bereits einer anderen Gefahr bewusst: Es würde jede Menge zu essen geben, wenn sie vom Trauergottesdienst zurückkamen, Berge von Käsebrötchen, heiße Würstchen in Blätterteig, dicke Scheiben geräucherten Schinken auf weichem Brot mit kleinen Stückchen harter Butter. Sie musste vermeiden, auch nur in deren Nähe zu kommen, wenn sie sich an ihre Diät halten wollte. Und sie durfte auch nicht in die Nähe von Zuckergussringen, saftigen Mohrenköpfen mit Kokosnussraspeln, marmeladefüllten Keksen, gefüllten Muffins oder der Biskuitrolle mit Eis kommen. Das Wasser lief ihr im Mund zusammen, als sich plötzlich eine Hand fest in ihre Schulter krallte.

»Du bist doch die kleine Paddy Meehan, oder?« Bis auf den Tonfall klang es wie eine Männerstimme.

Paddy wandte sich um und sah sich einer Frau mit einem harten, lederartigen Gesicht gegenüber. »Oh, hallo, Mrs. Breslin. Gehen Sie zu Granny Annies Begräbnis?«

»Ja.«

Mrs. Breslin hatte gleich nach Beendigung der Schule mit Paddys Mutter im Konsumladen von Rutherglen zusammengearbeitet. Sie hatte sieben Kinder, fünf Jungs und zwei Mädchen, die den anderen jungen Leuten der Ge-

gend alle ein bisschen unheimlich vorkamen. Es gab ein Gerücht, die Breslin-Kids seien für das Feuer verantwortlich gewesen, in dem der Mülleimerunterstand der Heilsarmee in Flammen aufging.

Mrs. Breslin steckte sich am Stummel ihrer Zigarette eine neue an. »Gott gebe ihr Frieden, der lieben Granny Annie.«

»Ja«, sagte Paddy. »Sie war eine wunderbare Frau, das stimmt.«

Sie vermieden, einander in die Augen zu sehen. Granny Annie war nicht wunderbar gewesen, aber sie war tot, und da gehörte es sich nicht, etwas anderes zu sagen. Mrs. Breslin nickte und sagte ja, das sei sie gewesen, Gott segne sie.

»Ich habe gehört, du bist jetzt Journalistin?«

»Nein, keine Journalistin«, sagte Paddy, freute sich aber über die falsche Titulierung. »Ich mache Botengänge bei der *Daily News*. Aber ich hoffe, später mal Journalistin zu werden.«

»Na, du bist ja 'n Glückspilz. Ich hab jetzt vier, die aus der Schule sind, und keiner kann Arbeit finden. Wie hast du das gekriegt? Hat dich jemand empfohlen?«

»Nein, ich hab einfach angerufen und gefragt, ob sie Leute einstellen. Ich hatte Artikel für die Schülerzeitung gemacht und so. Ich habe ihnen ein paar Sachen gegeben, die ich geschrieben hatte.«

Mrs. Breslin beugte sich vor, und ihr nach Rauch stinkender Atem brachte Paddy fast genau so wirksam zum Ersticken wie ein Kissen. »Nehmen die noch Leute an? Könntest du ein gutes Wort für meinen Donal einlegen?«

Donal hatte immer ein Messer bei sich und hatte sich,

seit er zwölf war, selbst Tätowierungen in die Haut geritzt.

»Sie nehmen jetzt niemand mehr.«

Mrs. Breslin kniff die Augen zusammen und wandte den Kopf leicht ab. »Na gut«, sagte sie gehässig. »Hilf mir beim Aufstehen. Wir sind da.«

Mrs. Breslin war dicker, als Paddy sie in Erinnerung hatte. Ihre schmalen Schultern und ihr Gesicht täuschten einen über die immensen Ausmaße ihres Gesäßes. Um dem Platz zu bieten, hingen die Schultern ihres hellgrünen Regenmantels bis zu den Ellbogen herunter. Paddy betrachtete Mrs. Breslin, die die schmale Treppe hinunterging und dabei von einer Seite zur anderen Seite schwankte, als der Bus eine Kurve nahm. Paddy fragte sich, ob sie auch so dick sein würde, wenn sie sieben Kinder zur Welt gebracht hätte, oder genauso blind in Bezug auf die wahren Eigenschaften ihrer Sprösslinge.

Der Bus hielt mitten auf der Straße an und blockierte den Verkehr. Paddy half Mrs. Breslin beim Aussteigen und führte sie zwischen den Abgasen der wartenden Autos hindurch zum Straßenrand.

Alle Katholiken der Gegend waren in Schwarz vor Granny Annies winzigem Haus zusammengekommen. Sie stiegen aus Autos, kamen um die Ecke oder die Hauptstraße herunter. Wie der Dampf einer Viehherde stiegen Rauch und dunstiger Atem über dem mit Rauhrefe bedeckten, silbern glänzenden Asphalt auf.

In einer Seitenstraße fünfzig Meter weiter sah Mrs. Breslin jemanden stehen, der ihr mehr Ärger bereitete als Paddy, und sie ging hin, um ihm die Laune zu verderben.

Paddy hielt Ausschau nach Seans kurzem Haarschnitt, winkte den Cousins auf der anderen Straßenseite zu und traf zufällig auf den Blick von Mrs. McCarthy, einer übermäßig gefühlsselligen Nachbarin, die jedes Mal, wenn sie Paddy sah, vor Freude weinte. Mrs. McCarthy hatte unaufgefordert einen Monat lang darum gebetet, dass Paddy die Stelle bei der *Daily News* bekäme, und fand nun, sie habe ein besonderes Anrecht auf Paddy, weil sie den Job für sie an Land gezogen hatte. Mrs. McCarthy deutete ein »Gott sei Dank« mit den Lippen an, und Paddy nickte steif, war aber dankbar, als sich eine Hand nach ihr ausstreckte. Sean Ogilvy, groß und dunkelhaarig mit geraden Schultern, ging leicht in die Knie und drückte Paddys Hand.

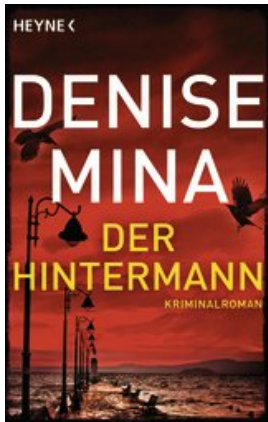
»Verdammt noch mal, ich hab die blöde Mrs. Breslin im Bus getroffen, und dann hat Mrs. McCarthy mich gesehen. Gestern Abend hat mich der verflixte Matt the Rat erwischt, und ich musste die ganze Geschichte mit Paddy Meehan wieder über mich ergehen lassen.«

»Früher hast du aber gern über den Fall Paddy Meehan geredet.«

»Na ja, aber jetzt langweilt er mich.« Sie vermied es, ihm in die Augen zu sehen, blickte sich in der Menge um und bemerkte viele aus ihrer eigenen Großfamilie. »Ich hab's satt, jeden zu kennen und von jedem gekannt zu werden.«

»Warum interessiert dich Paddy Meehan nicht mehr? Ich dachte, du würdest versuchen, ein Interview mit ihm zu machen.«

»Man wächst aus solchen Sachen raus, weißt du?«, sagte sie verlegen. »Ich habe kein Interesse mehr daran.«



Denise Mina

Der Hintermann

Paddy Meehan 1
Thriller

Taschenbuch, Broschur, 528 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43715-9

Heyne

Erscheinungstermin: Juli 2015

Wenn die Vergangenheit zum Verhängnis wird

In Glasgow wird der dreijährige Brian Wilcox von zwei Elfjährigen brutal ermordet. Trotz der erdrückenden Beweislast kann die junge Journalistin Paddy Meehan nicht glauben, dass die beiden Jungen die Tat aus eigenem Antrieb begangen haben. Auffällige Parallelen zu einem Mordfall, der Jahre zurückliegt, lassen sie nicht ruhen. Von der Polizei belächelt, begibt sie sich auf Spurensuche und kommt schon bald dem wahren Täter gefährlich nahe ...



[Der Titel im Katalog](#)